

Heinrich Böll (1917 – 1985):

„Wanderer, kommst du nach Spa...“ (1950)

Heinrich Bölls Kurzgeschichte „Wanderer, kommst du nach Spa...“ ist eine der beeindruckendsten Anti-Kriegs-Erzählungen, weil sie die Grausamkeit des Kriegs in den Bewusstseinsstrom der letzten Lebensminuten eines schwerstverletzten jungen Soldaten konzentriert und - parallel dazu — die Frage nach der Schuld am Schicksal des jungen Mannes an die Schule bzw. an die Bildung verweist, der er bis zu seiner Rekrutierung vor drei Monaten an seiner Schule ausgesetzt war.

Das erzählte Geschehen dauert nur wenige Minuten: Aus dem Inferno der um die Stadt Bendorf tobenden Artillerieschlacht wird ein junger Soldat, der vor drei Monaten von der Schulbank weg in den Krieg geworfen wurde, mit schwersten Verletzungen in seine alte Schule gebracht, die in ein Lazarett umfunktioniert ist. Erzählt wird der Weg, den der Junge auf seiner Bahre vom Schulportal durch mehrere Stockwerke und Gänge des Schulgebäudes hinauf in die oberste Etage in den ehemaligen Zeichensaal, der jetzt Operationsraum ist, getragen wird. Erst ganz am Ende erfahren der Junge und auch der Leser die Schwere der Verwundung: Eine Operation ist nicht mehr möglich, lediglich eine Betäubungsspritze kann die kurze Zeit bis zum Tod des Jungen erträglich machen.

Im Gegensatz zur erzählten Zeit dauert die Erzählzeit wesentlich länger, weil der Weg durch die Schule aus der Bewusstseinsperspektive und der Wahrnehmung des Verwundeten, des Ich- Erzählers, geschildert wird. Er will nicht wahr haben, dass er wieder in seiner alten Schule ist, die er erst vor kurzer Zeit verließ, um in den Krieg zu gehen. Obwohl alle Eindrücke des Wegs auf der Bahre dafür sprechen, weigert er sich, die an den Wänden hängenden Bilder und Kunstgegenstände als die seiner Schule zu identifizieren, bis er auf der Tafel des Zeichensaaus seine eigene Tafelanschrift wiedererkennt, die er dort — vor drei Monaten - zu kalligraphischen Übungen geschrieben hat und die wegen der Kriegswirren offensichtlich niemand entfernte. In der Identifizierung der Schrift als seiner eigenen schließt sich der kurze Kreisweg des Jungen aus der Schule ins Leben des Mannes, des Soldaten, in die Schule zurück, die ihn ins Leben führen sollte, ihm aber nur den Weg in den Soldatentod gewiesen hat.

Aus der Wiedererkennung der Schrift am Ende des Wegs in den Operationssaal ergibt sich am Ende des Textes die tiefere Bedeutungsebene des Textes: Was dort noch als missglückte Schönschriftübung im Kunstunterricht an der Tafel steht, ist ein Teil der wohl berühmtesten antiken Grabinschrift, bestimmt für jene Spartaner, die 480 v. Chr. unter ihrem König Leonidas den Versuch unternahmen, den persischen Vormarsch aufzuhalten, jedoch umzingelt und sämtlich niedergemacht wurden. In der Übersetzung Friedrich Schillers lautet der Spruch:

*Wanderer, kommst du nach Sparta, verkünde dorten,
du habest uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.*

Diesen Satz hat der Kunstlehrer damals zum Gegenstand verschiedener Schriftübungen gemacht; als Schüler hat der junge Mann den Platz auf der Tafel falsch eingeteilt und daher den ersten Vers des Distichons nur verstümmelt in die Zeile schreiben können, wofür er vom Lehrer getadelt wurde, Drei Monate lang hat dieser Spruch wie ein Menetekel an der Tafel gestanden: Der ehemalige Schüler hat geradezu seinen eigenen Grabspruch geschrieben, der ebenso verstümmelt blieb, wie er jetzt verstümmelt ist: Sein Körper ist nichts als ein zusammengeschossener Haufen Fleisch, dem fast alle Gliedmaßen fehlen, so dass dem Sterbenden nicht einmal mehr die Hand gehalten werden kann. Sein Menschsein ist reduziert auf ein wa-

ches Bewusstsein, mit dem er den Weg durch die Flure der Schule als eine in Sekunden konzentrierte Wiederholung seines Bildungswegs erlebt. Durch die Umstände des 2. Weltkriegs zu früh in die Welt der Erwachsenen gezwungen, sieht er sich am Ende auf einen hilflosen „*subtilen Embryo*“ reduziert, der jetzt nach der Einsicht in seinen Zustand nur noch nach „*Milch*“ wimmern kann, nachdem er vorher in jugendlich bzw. soldatisch schnoddriger Sprache seine Wahrnehmungen auf dem Weg in den Operationsaal kommentiert hat. Wie die Stationen eines Kreuzwegs sieht der Junge auf seinem Leidensweg durch die Schule die dort ausgestellten Bilder der Bildungsgüter, die sein Gymnasium als ein humanistisches ausweisen sollten; es handelt sich also um eine Schule, die ihre Schüler an den exponierten Bildungsinhalten zum „*humanum*“, zur Verwirklichung des eigentlichen Menschseins, führen wollte: Das Ergebnis dieses Bildungswegs allerdings ist der grauenvolle Tod des Jungen.

Der Zusammenhang zwischen dem missglückten Bildungsauftrag der Schule und dem Leidensweg des Schülers ergibt sich vor allem aus dem Umgang des Kunstlehrers mit dem antiken Grabspruch. Denn der Lehrer reduziert den Spruch im Rahmen „seiner“ ästhetischen Erziehung auf eine Schreibübung, ohne den Sinngehalt des Textes kritisch zu befragen. Zum Zwecke einer humanistischen Erziehung wäre hier zu fragen gewesen, wie ein Gesetz es befehlen kann, dass Menschen ihr Leben im Kriege opfern; in der Geschichte des Jungen wandelt sich der Soldatenstolz in das Entsetzen über die Grausamkeit des Todes: Der Tod fürs Vaterland ist nicht süß und ehrenvoll, sondern dreckig, ekelhaft, unmenschlich. — Die rund zweitausend Jahre der an den Jungen vorüberziehenden europäischen Bildungstradition haben die „Wahrheit“ solcher Sinn- und Grabsprüche nicht in Frage stellen können und es nicht verhindert, dass im 20. Jahrhundert ein gerade der Kindheit entwachsener Mensch auf eine derart brutale Weise krepieren muss. Die Sprüche blieben „wahr“, weil sie nur funktionalisiert und internalisiert, nicht aber kritisiert und diskutiert wurden.

Vor diesem Hintergrund wird die Befürchtung des Jungen, wieder in seiner alten Schule zu sein, verständlich, da er in Angesicht des Todes geradezu instinktiv den Zusammenhang zwischen einer fragwürdigen, unechten Bildung und seiner Situation spürt. Denn auf dem Weg „*durch das Museum einer Totenstadt*“ merkt er, dass „seine“ Schule trotz (oder wegen) der in Gipsnachbildungen und vergilbten Fotos zur Schau gestellten Bildungsgüter schon früh ihren humanistischen Bildungsauftrag verraten hat, als sie in die Fänge der Naziideologen geriet und zur Adolf-Hitler-Schule mutierte, in der die Kreuze als Sinnbilder der Humanität abzuhängen waren. Der geradezu grotesk scheiternde Versuch, auf der verblichenen Wand auch noch die Abdrücke des Kreuzes zu tilgen, macht den Verrat der Schule an ihrem Auftrag überdeutlich, zeigt aber zugleich auch, dass der „Abdruck“ des Kreuzes stärker ist als alle Bosheit des Menschen. Doch es sind nicht die Lehrer oder sonstigen Verantwortlichen der Schule (die mehrfach erwähnte „*Zeusfratze*“ über der Tür zum Zeichensaal als satirische Anspielung auf den Schuldirektor?), die für Menschlichkeit stehen; Menschlichkeit verkörpert in diesem Text allein der Hausmeister Birgeler, der in der Schule an unterster sozialer Position stand, der das Kreuz, als es noch hing, mit Buchsbaum schmückte und der den Schülern heimlich zu rauchen erlaubte. Dieser Birgeler ist jetzt der Feuerwehrmann und kümmert sich als einziger um den Sterbenden. Allein von ihm erfährt der Junge Trost und menschliche Anteilnahme: Von denen, die den Jungen - „wie das Gesetz es befahl“ - in seine verzweifelte Lage gebracht haben, ist nichts zu sehen, und selbst der Arzt ist in seinem Entsetzen über den Zustand des Jungen zu keiner menschlichen Geste mehr fähig.

So ist „diese“ Schule, die zum Leben in Humanität befähigen sollte, im eigentlichen und übertragenen Sinne zu einem Totenhaus geworden: Im Wahrnehmungs- und zunehmenden Erkenntnisprozess des Jungen über die wahre Identität des Schulhauses sieht er die vielen toten Denker auf den Bildern an den Flurwänden: Sie haben ihm nicht das Leben ermöglicht, son-

dern ihn lediglich seinen eigenen zwar verstümmelten, aber in Schönschrift geschriebenen Grabspruch buchstabieren gelehrt.

Wendet man Bölls beißende Kritik am Umgang der Schule mit ihren Bildungsgütern und ihrer Bildungstradition ins Positive, so gewinnt man in recht deutlichen Ansätzen eine Bildungstheorie, die Humanität als Ziel aller Bildungsbemühungen in dem Mittelpunkt stellt. Es darf nicht sein, dass die Schule ihre Inhalte wie ein Museum in Gipskopien ausstellt; vielmehr wird Bildung an Kulturgütern nur erreicht, wenn sie in kritischer Reflexion zur Autonomie im kantischen Sinne führt. Nur die Befähigung zu selbständigem, verantwortlichem Denken ist die Kraft, die eine Wiederholung von Auschwitz verhindert (vgl. Adorno). Nach Böll versagt die Schule, wenn sie nur die „Augen“, nicht aber das „Herz“ der Schüler erreicht: *„Acht Jahre sind keine Kleinigkeit, solltest du nach acht Jahren das alles nur mit den Augen erkennen?“* – *„Mein Herz sagte mir nichts. Hätte es nicht etwas gesagt, wenn ich in dieser Bude gewesen wäre, wo ich acht Jahre lang Vasen gezeichnet und Schriftzeichen geübt hätte ...“*; in einem solchen Umgang mit der Bildungstradition verfehlt sie ihren Anspruch und begünstigt Inhumanität, was zwangsläufig in die Katastrophe führt.

Bernward Coers